

Im Federhaus der Zeit

von Birgit Bauer

Rezension

Erschienen in der Literaturbeilage der ZEIT vom 13.11.2003

Was bedeutet es, wenn zwischen 1935 und 1945 etwa 20.000 Kinder in einem *Lebensborn* zur Welt kamen? Es bedeutet, dass heute sicher nicht weniger als 50.000 Menschen ihr Dasein dem alpträumenhaften Versuch der Nazis zur massenhaften Menschenzüchtung verdanken. Das war der Nationalsozialismus in seiner reinsten Form. Dort zeigte sich die wahre Dimension der Idee eines ‚tausendjährigen Reiches‘. Sie war physisch untermauert mit einem Experiment, das bereits zwei Jahre nach der Machübernahme der Nazis begann. Himmlers Lieblingsprojekt war selbst für die Zeitgenossen so unerhört, dass man es vorzog, strengste Geheimhaltung walten zu lassen. Eine biologisch reinrassige, prätorianische Jugend sollte erzeugt werden, die das biblische Tötungsverbot nicht mehr versteht, keine Angst vor dem eigenen Tod hat und nur noch einen Vater kennt: den Führer. Lebensbornkinder wurden unter der Hakenkreuzfahne in einem heidnischen Ritual mit einem Dolch getauft. Wie lebt man mit so einer Herkunft nach dem Untergang des Dritten Reichs weiter?

Birgit Bauer zeichnet in ihrem Roman „Im Federhaus der Zeit“ das Schicksal einer solcher dem Lebensborn verdankten Existenz über zwei Generationen nach. Eine Mutter, stolz auf ihre arische Ahnenkette bis ins achte Glied, schenkte ihr erstes Kind dem Führer. Mit einem unbekanntem ‚Arier‘ zeugt sie 1936 im Lebensborn eine namenlose Tochter. Überwacht, gedemütigt und misshandelt von den „Schwestern“, die nichts anderes als Aufseherinnen sind, wächst das kleine Mädchen in der völkischen Brutmaschine auf. Harte Arbeit, Schläge und Sadismus sind das tägliche Brot. Ihre ersten Erfahrungen der eigenen Weiblichkeit werden von der brutalen Prüderie der Schwestern verstümmelt. Mitten im Krieg wird sie zu Pflegeeltern nach Stralsund gegeben. Ihr Pflegevater Gerhard, ein liberaler und schlauer Wirt, der sich mit den Russen arrangiert hat, wird für sie erstmals Freiräume schaffen und fördert sie. Die Pflegemutter Tante Ella quält sie dagegen wo sie nur kann, vor allem nach Kriegsende. Denn plötzlich ist sie nicht mehr ein Geschenk an den Führer, das nur bei ausgewählten, besonders vertrauensvollen Familien aufwachsen durfte, sondern der „Nazi-Bastard“. Einmal flieht sie mit einem

Wanderzirkus und verkriecht sich im Käfig des Schimpansen, der sie beschützt. Gerhard holt sie zurück und sorgt dafür, dass Tante Ella sie in Ruhe lässt. So erlebt sie Jahre der russischen Besatzung und den Beginn der DDR – bis sie 1954 in den Westen flieht.

In der Adenauer-Zeit muss ihre Tochter Lisa in Westdeutschland in einem katholischen Waisenhaus dasselbe durchleben wie ihre Mutter im Lebensborn. Im Zuge der reaktionären Familienpolitik wurde der Mutter, die nach einer gescheiterten Ehe alleinerziehend war, das Sorgerecht entzogen. Lisa wurde zwangsweise in ein Heim gesteckt. Ihre Kindheit wird beherrscht von den tyrannischen Ordensschwestern, begleitet von Schlägen, Angst, Mißtrauen und Nichtanerkennung. Auch ihr soll das doppelte Stigma der Minderwertigkeit als Frau und Heimkind eingebrannt werden. Doch das Kind ist rebellisch: „Lisa ist asozial. Wie ihre Mutter“. Ein Entführungsversuch der Mutter scheitert. Immer wieder wird sie gedrängt, Lisa zur Adoption freizugeben. Sie weigert sich. Als Lisa neun Jahre alt ist, holt die Mutter sie zurück und wohnt mit ihr zusammen. Doch die Mutter ist unfähig, Lisa die Wahrheit zu erzählen, die Wahrheit über ihren Vater, die Wahrheit über ihren Zwillingbruder und die Wahrheit über sich selbst. Vielmehr gibt sie unwillkürlich ihre Härte und ihr Mißtrauen an ihre Tochter weiter. Doch Lisa versucht bald, das Gespinnst aus Lügen und Schweigen der Mutter zu durchbrechen. Wo kommen wir her? Wo ist deine Familie? Wie war deine Jugend? Warum haben wir so gelebt?

Der ganze Text ist eine Lunte, die flackernd ihrem Ende entgegenzischt. Auf den letzten Seiten explodiert die Geschichte von Lisas Mutter – in einem Rätsel. Lisas Neugierde hat sie zu ersten Antworten geführt. Sie ahnt plötzlich das Geheimnis ihrer Mutter, die Wurzel ihrer Angst und Scham. Und das ist nicht der Lebensborn. Wer in dem Roman eine erschöpfende Dokumentation des Lebensborn-Projektes erwartet, der wird enttäuscht. Diese Einrichtung der Nationalsozialisten wird nur aus der Sicht des kleinen Mädchens geschildert, das die ideologischen Hintergründe nicht kennt und nicht verstehen würde. Wer dagegen wissen will, was Kinder wirklich erleben und denken, die unter solch schrecklichen Bedingungen aufwachsen, der wird hier fündig. Bauer hat den Ernst und die Not kindlicher Existenz abgebildet. Das ist keine Pippi-Langstrumpf-Idylle. Gespenstisch ist dabei die Wiederholung derselben brutalen, doktrinären Erziehungsmethoden in zweierlei Deutschland. Doch wie schlimm es auch kommt, am Ende siegt die Zeit und Mutter wie Tochter könnten innerlich ein leises *Hurra, wir leben*

noch singen. Das Leben ist stärker als der Lebensborn, stärker als das DDR-Regime und stärker als das bigotte Adenauer-Deutschland.

In schnellen Schnitten wird abwechselnd die Lebensgeschichte der Mutter und der Tochter erzählt, die der Mutter in der appellierenden Du-Form – wobei offen bleibt, ob es Lisas Stimme oder die der Mutter im Selbstgespräch ist –, die der Tochter in der dritten Person. Die Parallelen, die damit unterstrichen werden sollen, sind nicht nur äußerlich. Es ist der gleiche Kampf um Liebe, Anerkennung und Identität. Keines der beiden Mädchen bittet darum, beide sind sicher, ein Recht darauf zu haben. Präzision, Fülle und Notwendigkeit prägen die kurzen Sätze, die nicht die inhaltslose, modische Parataxe mancher Autoren imitieren, sondern die die Gedanken einfacher Menschen zur Sprache bringen sollen. Dabei ist diese Sprache überaus sinnlich, denn es tauchen viele verschüttete Gegenstände, Gerüche und Klänge der Kriegs- und Nachkriegszeit mit ihr wieder auf. Darunter gibt es mikroskopische Idyllen, die den Lebenswillen der Mädchen in beiden Epochen erhielten: eine gute Mahlzeit; ein Abend, an dem es was zu Lachen gibt; ein Ausflug auf dem Motorrad mit vertraulichen Berührungen. Eindringlich und überzeugend beschreibt die Autorin mit diesen Mitteln auch, wie es in der Besatzungszeit zur Annäherung zwischen den stationierten Russen und den Ostdeutschen kam, die als eine der primären Erfahrungen in die Gründung der DDR eingegangen ist. Solche politischen Hintergründe der beiden Biographien werden im ganzen Roman übrigens unaufdringlich in die Erzählung eingewoben und erzeugen eine subtile Spannung.

Birgit Bauer ist mit dieser Geschichte einem ihrer Erzählmotive treu geblieben. In *Holy Mood Boulevard* hat sie 1998 auch die Geschichte eines kleinen Mädchens erzählt, das in einer Mülltonne gefunden wird, auf einem Brotbrett aufwächst und nach Amerika auswandert. So phantastisch wie sie dort das abenteuerliche Leben einer wundervollen, naiven Philosophin erzählt hat, so realistisch, düster und ergreifend bringt sie uns jetzt das Schicksal zweier Frauen nahe, die damit fertig werden müssen, Produkte des deutschen Rassenwahns und autoritärer, brutaler Erziehungsmethoden zu sein.

Im Federhaus der Zeit von Birgit Bauer, Roman, DVA Deutsche Verlagsanstalt 2003, 383 Seiten, gebunden, Stoffeinband, € 22,90